

Inklusionen, Exklusionen, Implikationen

Die semantischen Grenzbereiche der Teilhabe

Theodoros Konstantakopoulos

Wir beginnen mit einem performativen Paradigma einer tropologischen Exklusion, indem wir als ein *wir* die Frage in den Raum stellen, warum die prekären Substitute unseres *Logos* die Grenzen seiner Leistung bestimmen, obwohl sie weder wahr noch falsch, weder möglich noch unmöglich sind. Anders gefragt: Wie kann etwas ohne abgeschlossenen und abschließbaren Sinn, wie das Unbegriffliche im Sinne Hans Blumenbergs oder die den sprachlichen Spuren inhärente *différance* im Sinne Jaques Derridas, einen bedeutenden semantischen Einfluss auf das anthropologische Bedürfnis nach Gewissheit und geregelten Strukturen haben? Die Antwort darauf könnte eine implizite zweite Referenzebene sein, mittels der man, im Sinne Paul Ricoeurs, eine kalkulierte Impertinenz¹ ins Spiel bringt, die als pharmazeutisch wirksame Polysemie neue hermeneutische Selektionsmöglichkeiten eröffnet. Entgegen der positivistischen Klarheitspostulate und Rationalitätsstandards eines sich auf logische Evidenz berufenden Sprachverständnisses, zeigt sich das Ideal des menschlichen Wissens in einem heuristischen Prozess, dessen semantische Stärke gerade nicht im vermeintlichen Ideal eines Zustandes zu liegen scheint, der abgeschlossen ist. Damit bewegen wir uns hier an der Schnittstelle zwischen begriffsgeschichtlichen (Hans Blumenberg), dekonstruktivistischen (Jacques Derrida) und hermeneutischen (Paul Ricoeur) Überlegungen.

Eine jede Theorie über die Sprache, die mit dem Anspruch der Adäquatheit einhergeht, muss nicht nur erklären können, wie eine Sprache funktioniert bzw. welche Bedingungen mit dem korrekten Gebrauch von sprachlichen Akten verbunden sind, sie muss auch die Faktoren benennen und erklären können, die zu einem Wandel der Sprache und der mit ihr verbundenen Bedeutungskomponenten führen. Der letzte Aspekt führt uns direkt ins Zentrum unserer Thematik, die von der Feststellung ausgeht, dass sprachliche Zeichen keine stabilen Einheiten sind.² Damit ist zugleich gesagt, dass die Zeichen und ihre Bedeutungen einem stetigen Wandel unterworfen sind. Dieser evolutionären Sprachkonzeption zu-

¹ Unter Impertinenz versteht Ricoeur die Verletzung der für den gewöhnlichen Sprachgebrauch geltenden Normen, näher dazu s.u.

² Vgl. Rudi Keller, *Zeichentheorie*. Tübingen/Basel 1995, S. 104.

folge gilt: „Change is the essence of meaning.“³ Aus einer begriffsgeschichtlichen Perspektive werden wir sehen, dass sprachliche Veränderungen entlang der Metakinetik historischer Sinnhorizonte und Sichtweisen verlaufen, innerhalb derer Begriffe eine Modifikation erfahren.⁴ In diesem Zusammenhang werden uns nicht die Ursachen dieser Veränderungen als solche beschäftigen, sondern der Umfang von Themen, die an der Kernfrage haften, aufgrund welcher Faktoren sich die Vorstellungen mittels abstrakter, polysemer Wortkörper wie Gott, Liebe, Freiheit, Fremdheit oder Demokratie erweitern und in welcher sie sich begrenzen lassen oder dadurch begrenzt werden?

Dazu werden wir in einem ersten Schritt erklären, was Zeichen sind und wie sich Begriffe bilden. In einem zweiten Schritt werden wir unter Einbeziehung der Metaphorologie Hans Blumenbergs, einen Blick auf die tropologischen Hintergründe der Metamorphosen von Zeichen und ihrer Bedeutungen werfen. ‚Auf den Spuren‘ von Jaques Derridas dekonstruktivem Sprachverständnis gilt es dem Ausgeschlossenen und zugleich Ausschließenden in der Textur von sprachlichen Bedeutungen Gestalt zu verleihen. Dabei soll deutlich werden, wie Zeichen, als kollektive Hilfsmittel eines vorurteilsbehafteten Denkens, zu gefährlichen Supplementen werden können, die uns im Schatten einer transzendierenden Vernunft zu denken nötigen, was auf unerkennbare Weise das Bedürfnis nach Erkennbarkeit zu stillen vorgibt und damit die sprachliche Zirkulation von Paradoxien und Ambivalenzen legitimiert. In einem letzten Schritt beziehen wir, wie bereits erwähnt, die Hermeneutik der Distanz von Paul Ricoeur mit ein, um die Sinnwirkung der fehlenden Pertinenz, deren Unbestimmtheit in den Systemen der Sprache eingeschrieben ist und sich fortschreibt, vom Standpunkt einer Vernunft zu hinterfragen, deren ökonomisch-pragmatische Natur dazu neigt, Überflüssiges abzusondern.

Die Grenzen der Zeichen und die Zeichen der Grenze

Die Frage, was ein sprachliches Zeichen ist, lässt sich, auch dank seiner selbst, unterschiedlich beantworten. Ein Zeichen, so Umberto Eco, ist die Korrelation eines Signifikaten mit einer Einheit namens Signifikant.⁵ Ausgehend von Ferdinand de Saussures Zeichenbegriff könnte man zunächst einmal die Grundannahme geltend machen, dass die Sprache aus einem System von Zeichen gebildet ist.⁶ Zeichen sind eine Doppeleinheit aus Signifikat und Signifikant. Kein Zeichen hat für sich eine Bedeutung. „Jedem Zeichen ist eigentümlich, was es von anderen Zeichen unterscheidet. Unterschieden sein und bedeuten ist ein

³ Raimo Attila/Sheila Embleton, „The Iconic Index. From Sound Change to Rhyming Slang“. In: *Diachronica* 6, Amsterdam 1989, S. 157.

⁴ Vgl. Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. Frankfurt am Main 1998, S. 13.

⁵ Vgl. Umberto Eco, *Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte*, Frankfurt am Main 1977, S. 167.

⁶ Vgl. Ferdinand de Saussure, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin 1976, S. 18.

und dasselbe“.⁷ Das impliziert, dass Bedeutung zugleich das ist, was einem Interpretieren die Interpretation ermöglicht.⁸ Zeichen lassen sich allein durch ihre Abgrenzung, durch den negativen Verweis auf andere Zeichen bestimmen. Sie sind also einerseits die Bedingung für Intersubjektivität und zugleich das Produkt einer semantischen Interaktivität oder eines semantischen Korrelationsverhältnisses. „Zeichen verweisen auf andere Zeichen innerhalb desselben Systems“.⁹ Unter einem System ist nicht nur eine gemeinsame Sprache (deutsch, englisch, französisch, spanisch etc.) gemeint, sondern auch das Sprachspiel, in dem wir und bewegen. Die in einem Sprachspiel verwendeten Zeichen, sind stets in einem spezifischen Kontext eingebunden, der von einer Vielzahl von Faktoren abhängig ist, aber zugleich auch eine Interpretationserleichterung darstellt. Wenn ich mir über den sprachlichen Kontext im Klaren bin, den meine Kommunikationssituation erfordert, so werde ich das Gesagte nicht nur besser verstehen, auch ich werde vom Hörer besser verstanden. Voraussetzung dafür ist die Möglichkeit, sich auch eines gemeinsamen Sprachspiels bedienen zu können. Denn betrachtet man Zeichen vom Standpunkt ihrer kommunikativen Funktion aus, so sind sie für denjenigen, der sie gerade verwendet, primär Hilfsmittel, „[...] Muster zur Hervorbringung wahrnehmbarer Dinge“.¹⁰ Für den Rezipienten oder Hörer sind Zeichen eher „[...] Hilfsmittel, die dazu dienen von unmittelbar Wahrnehmbarem auf nicht unmittelbar Wahrnehmbares zu schließen“.¹¹ Doch nur verstandene Zeichen sind auch kommunikative Zeichen. Ein Zeichen, das mein Gegenüber nicht versteht, ist für ihn ohne Inhalt.

Erst das Wissen über die kontextuelle Bedeutung und Verwendung von Zeichen ermöglicht es uns unter den genannten Voraussetzungen, also den Inhalten unserer Sinneswahrnehmung, unseres Denkens und Fühlens eine wahrnehmbare Form zu verleihen oder auf eine solche mittels Zeichen zu schließen. Wir können Zeichen also als Vehikel zum Austausch von geistigen Inhalten bezeichnen. Mit jeder begrifflichen Anreicherung unseres Systems von Zeichen, lässt sich mehr vom Inneren nach Außen tragen, es kann zugleich mehr Äußeres nach Innen gelangen und es lässt sich mehr Inneres anderen mitteilen. Das System von Zeichen ist also prinzipiell offen und kumulativ. Auf diese Weise erfährt der Mensch nicht nur mehr über sich und andere, er ist auch in der Lage die Bedeutungsgehalte seiner Zeichen den stetigen Veränderungen seiner Lebenswelt anzupassen. Weil Sprache und Denken in einem Korrelations- und Konstitutionsverhältnis stehen, wirkt der Gebrauch von Sprache immer auch wie ein soziokulturelles Filter für das was wir intendieren, interpretieren und somit erfahren können und erfahren wollen. Die in diesem Sinne inkludierenden und exkludierenden Implikationen sind jeder natürlichen Sprache inhärent. Bevor wir näher auf diesen wesentlichen Aspekt eingehen, widmen wir uns einem Phänomen von Sprache, ihrer ta-

⁷ Emile Beneviste, *La Forme et le Sens dans le langage*. In: *Le Langue. Actes du XIII congrès des sociétés de philosophie de langue Française*, Neuchâtel 1967, S. 35.

⁸ Vgl. Rudi Keller, *Zeichentheorie*, S. 120-128.

⁹ Paul Ricœur, *Die lebendige Metapher*. München 2004, S. 130.

¹⁰ Rudi Keller, *Zeichentheorie*, S. 113.

¹¹ Ebd.

xonomischen Struktur, mit der sich, mithilfe des Denkens und der ihm zur Verfügung stehenden sprachlichen Bausteine, eine mimetische Innenperspektive und eine darauf bezogene erkennbare Außenwirkung erzeugen lässt. Auf diese Weise soll die Verkettung von Faktoren deutlich werden, die nicht nur den semantischen und intentionalen Inhalten unserer kommunikativen Akte selbst Grenzen setzt, sondern auch jene, mit denen Grenzen gesetzt werden. Damit werden wir auf die Frage geleitet, warum die Qualität einer Sprache mehr ist, als ein bloßes Epiphänomen für die semantischen und intentionalen Prozesse.

Das Ganze sagt mehr, als die Summe seiner Einzelteile

Zeichen sind Minimaleinheiten, die eine Bedeutung haben oder zu haben scheinen.¹² Bereits Platon hat in seinem Dialog *Kratylos* zwischen zwei Arten von Zeichen unterschieden: in künstliche (intentionale, konventionelle) und natürliche (nicht-intentionale) Zeichen. Wenn wir, wie hier, von der Beziehung zwischen dem Zeichen und den bezeichneten Dingen (Bedeutung) ausgehen und uns damit also der Relation zwischen Sprache und Welt widmen, so bewegen wir uns auf dem Feld der Semantik.¹³ Doch bevor wir die Sinnebene der Semantik erreichen, durchschreiten wir die der Semiotik, in der es um innerlinguistische Zusammenhänge geht.¹⁴ Die Unterscheidung Semiotik und Semantik entspricht also der Unterscheidung zwischen Zeichen und Sätzen.¹⁵

„Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Einzelteile.“ So lässt sich die Aussage aus dem 7. Buch der *Metaphysik* des Aristoteles vereinfachend zusammenfassen. Aristoteles nutzt ein sprachwissenschaftliches Beispiel, um diese Aussage zu erläutern, nämlich, das der lauthaften Variation des Verhältnisses zwischen den einzelnen Buchstaben einer Silbe und der Silbe als Einheit. Um die Evidenz der logischen Analogie des Beispiels zu dem oben genannten Zitat zu erhöhen, nimmt er folgende Permutation desselben vor: „Eine Silbe ist nicht die Summe ihrer Laute:“ und er ergänzt „*ba* ist nicht dasselbe wie *b* plus *a*, [...]“, so heißt es. „Eine Silbe ist also etwas für sich; sie ist nicht bloß ihre Laute, Vokal plus Konsonant, sondern noch etwas „Weiteres [...]“.¹⁶ Komplizierter wird es bei Lautsegmenten von einer Länge und Zusammensetzung, die einen semantischen Gehalt besitzt, wie zum Beispiel das Verb *bauen*. Im Fall von *bauen* handelt es sich um mehr als um eine bloße Lautfolge. Bauen erfüllt die Funktion eines Signifikanten (Begriffs). Jeder Signifikant kann seine Bedeutung jedoch nur in einem spezifischen kommunikativen Kontext, also in Korrelation mit anderen Signifikanten entfalten. Erst aus der Verbindung der begrifflichen Sinneinheiten entstehen nach und nach komplexere Sinnstrukturen. Der kontextuelle Rahmen eines wechselseitigen Informationsaustausches zwischen Sender und Empfänger und

¹² Vgl. Umberto Eco, *Zeichen. Einführung in einen Begriff*, S. 35.

¹³ Vgl. Paul Ricœur, *Die lebendige Metapher*, S. 130.

¹⁴ Vgl. ebd., S. 130.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 171.

¹⁶ Aristoteles, *Metaphysik*. Hamburg 2005, Buch VII, 10, 1041 b.

die Struktur eines komplexen Kommunikationskreislaufes aus Produktion und Interpretation von Sinn und Bedeutung, konstituiert sich eine semantische Einheit.

Einzel genommen hat das Wort erst nur eine potentielle Bedeutung, die aus der Summe seiner Teilsinne besteht; diese sind wiederum durch die Arten des Kontexts bestimmt, in denen sie auftreten können. Erst in einem bestimmten Satz, also in einer Redeinstanz im Sinne Benvenistes, haben sie eine wirkliche Bedeutung.¹⁷

Ohne die Synergieeffekte zwischen den verschiedenen Worten und ihrer Sinne und Bedeutungen, ohne die kontextuelle Rahmung durch soziale, kulturelle, institutionelle, kurz räumliche und zeitliche Bedeutungskomponenten, bleiben sprachliche Bedeutungen Ausdrücke eines Mangels.

Ein Wort als semiotische Einheit (Zeichen) „[...] lässt sich nur im Verhältnis zu einem wirklichen oder möglichen Satz definieren und verstehen“.¹⁸ Etwas überspitzt könnten wir also sagen: Ein Signifikant, wie *bauen*, erfüllt für sich allein genommen keine kommunikative Funktion. „Da jeder Begriff in eine Kette oder in ein System eingeschrieben ist, in dem er „durch das systematische Spiel von Differenzen“ auf andere Begriffe verweist, ist er „nie an sich gegenwärtig“.¹⁹ Damit wird deutlich, dass sich der epistemische Gehalt der von Menschen verwendeten Zeichen in einer syntagmatischen oder taxonomischen Hierarchie entfaltet. Diese Hierarchie nimmt auf der Schriftebene bei den einzelnen Semen und in der Lautsprache mit den einzelnen Lauten ihren Ausgang. Das relationale Netz von in Zeichen eingeschriebener, kommunikativer also bedeutungstragender Elemente, verläuft also von der Verknüpfung einzelner Buchstaben oder Laute zu Wörtern, von Wörtern zu Sätzen, von Sätzen zu Absätzen von diesen wiederum zu ganzen Texten bis hin zu kulturellen und historischen Bedeutungsträgern. Der semiotische Untergrund, auf dem die Zeichensysteme ihre Bedeutungen empfangen, erfahren und entfalten ist das, was wir die Semantik der Kultur nennen werden. „Die Wirkungen der [...] Zeichen, sind nur im Rahmen eines kulturellen Systems bestimmbar“.²⁰ Jedes dieser bedeutungstragenden oder zu Bedeutung beitragenden Elemente oder Segmente trägt sowohl innerhalb als auch außerhalb seines Kontextes zu einer Gesamtbedeutung bei. So wie ein Satz eine Gesamtheit bildet, die sich nicht auf die Summe seiner Teile reduzieren lässt,²¹ so bildet auch jede höhere semantische Ordnung eine irreduzible Einheit.

Damit haben wir zunächst nur verdeutlicht, *dass* und *wie* die Erzeugung und Verbindung von größeren lexikalischen Einheiten stattfindet. Jeder Teil besitzt einen Sinn, seine Bedeutung entfaltet sich jedoch erst in einer größeren Einheit,

¹⁷ Paul Ricœur, *Die lebendige Metapher*, S. 78.

¹⁸ Ebd., S. 154.

¹⁹ Jacques Derrida, „Différance“. In: Ders., Perter Engelmann (Hg.), *Postmoderne und Dekonstruktion*. Stuttgart 1988, S. 37.

²⁰ Jacques Derrida, *Grammatologie*. Frankfurt am Main 1974, S. 354.

²¹ Vgl. Paul Ricœur, *Die lebendige Metapher*, S. 121.

die als „Einheit einer Heterogenität“²² die Notwendigkeit einer unendlichen Verknüpfung von Supplementen erkennbar werden lässt, die wir nun am Beispiel der Spur von und mit Jacques Derrida erläutern wollen.

Sinnspuren

Zwischen dem Sinnpotential von Texten und Äußerungen und dem interpretierenden Verstehen bleibt oft eine unüberwindbare Kluft. Nicht immer lässt sich das Sinnpotential von Texten und Aussagen von Interpretieren ausschöpfen. Dieser Idealtypische Anspruch, den der Interpret an sich und an andere stellt, zeigt sich im Sinne Derridas als ein logozentrischer Trugschluss. Derridas Dekonstruktion verweist auf die mehrdimensionale Kontextualität des menschlichen Umgangs mit Sinngebilden. Die Kontextualität variiert in Abhängigkeit zu der Gewichtung unserer im Verstehensprozess eingebundenen Momente des Gemeinten und Gesagten, des Gesagten und Ungesagten, des Impliziten und des Expliziten. Mit diesem Konzept des „[...] Rezipierens, Kritisierens, Auslegens etc. von Sprachäußerungen, Texten, Dokumenten, Handlungen, Traditionen, Kulturen, Geschichten“²³ geht eine unendliche *Différance*,²⁴ d.h. ein unabschließbarer Prozess der Sinnfindung und Sinnkonstitution²⁵ einher. Nun wollen wir wissen, wie diese Schwierigkeit auf die semantische Einwirkung von etwas reagiert, dass nicht nur Grenzen zieht, sondern selbst eine Grenze ist. Begriffe wie Tod, Gott, das Gute, Demokratie, Gerechtigkeit, aber auch zeitangebende Partikel wie ‚jetzt‘ oder ‚sein‘ sind und erbauen nur Scheinbrücken des Verstehens. Und doch befördern solche Ausdrücke oft mehr Sinn und erzeugen mehr Bestimmtheit als das Bestimmte, Eindeutige und von allem Abgegrenzte. In dieser Pragmatik der Unbestimmtheit von vertrauten Fremdkörpern, die das Buchstäbliche für einen Moment suspendieren, um verborgene oder neue Bedeutungsschichten hervorzuheben, liegt paradoxer Weise oft mehr sinnstiftendes Potential als in rationalen und methodischen Erklärungsversuchen. Dieses sinnstiftende Potential geht aus einer sprachlich evozierten Ästhetik hervor. Die ästhetische Anreicherung des semantischen Dienstwertes im Medium der Sprache, aus ihren Sinnbezirken heraus, ermöglicht es mit bekannten Identitäten, d.h. mit den in der Sprache vorrätigen Zeichen, das Sinn- und Bedeutungsrepertoire des soziokulturellen Kreislaufs zu durchbrechen, um die Sedimente der Erfahrung im Habitus umzuschichten.²⁶ Wenn wir damit eine Kritik im Sinne Kants auf die vermeintliche Konsistenz von Sinngebilden, Texten, Begriffen etc. üben, dann auch deswe-

²² Derrida, *Grammatologie*, S. 35.

²³ Vgl. Emil Angehrn, „Dekonstruktion und Hermeneutik“. In: Andrea Kern/Christoph Menke (Hgg.), *Philosophie der Dekonstruktion*, Frankfurt am Main 2002, S. 177.

²⁴ Jacques Derrida, *Die Stimme und das Phänomen*. Frankfurt am Main 2003, S. 162.

²⁵ Vgl. Angehrn, „Dekonstruktion und Hermeneutik“, S. 192.

²⁶ Vgl. Wolfgang Iser, *Der Akt des Lesens*. München 1984, S. 143.

gen, weil wir die Signifikanz der performativen Effekte von inkludierenden und exkludierenden Akten²⁷ bestimmen wollen.

Der Versuch solche inkludierenden und exkludierenden Parasiten im Raum der performativen Textpraxis ausfindig zu machen und als Teil des schöpferischen Ganzen zu verstehen scheitert, wenn an der Anwesenheit einer logischen Impertinenz in der Sprache nur eine Sinnebene wahrgenommen oder verstanden wird. Jede textuelle Störung kann auch eine Hilfe und jede logische Kohärenz eine subversive Stigmatisierung der Differenz suggerieren. Und was für den offenen und subtilen Lebensraum der Sprache gilt, gilt ebenso für den sozialen und politischen. Zu homogen angelegte Strukturen setzen sich durch das Bestreben sich zu überbieten außer Kraft, zu inhomogene ebenso. Der Erfolg des Einen schließt den des Anderen jedoch nicht aus, wenn der Eine anders als der Andere sein kann, er ist jedoch ausgeschlossen und ausschließend, wenn jeder dasselbe will. Die Wahrheitsbedingungen einer Aussage erschöpfen sich nicht im Logischen, aber sie lassen sich auch nicht ohne die Logik ausschöpfen. Mit anderen Worten: Ohne Begriff keine Metapher und ohne Metaphorik keine Kumulation, keine Neuschöpfung von Sinn.

Rhetorisch eingeschleuste Exklusionen erzeugen ein konstitutives Außen, so die These. Die subtilsten Formen dieser Exklusionen äußern sich kontextuell, wo sie, in einem impliziten Wechselspiel zwischen Inklusion und Exklusion, ein dialektisches Zusammenspiel zwischen den sozialpolitischen Idealen der Inklusion und den exkludierenden Ansprüchen nach staatsbürgerlicher Privilegierung kennzeichnen. Jedes Benennen eines Mangels an Identifikation, ob in gutbürgerlicher oder wut-bürgerlicher Absicht, soll stets verschiedene Forderungen bestärken. Im ersten Fall sind die Forderungen offenkundig, im zweiten Fall sind sie mediatisiert. Jede Inklusion schafft stets auch ihr Gegenteil. In einer demokratischen Gesellschaft ist Diktatur ausgeschlossen, so die sprachliche Fiktion. Doch was ist Demokratie wirklich? Jede Demokratie kann nur diktatorisch sein. Im Idealfall ist es die Diktatur einer wählenden und wahlberechtigten Mehrheit, meistens ist es jedoch die Diktatur von nationalen Ängsten und den damit verbundenen Wünschen, Gewohnheiten und Hoffnungen. Denn jeder Mensch, der in und mit dem Glauben lebt eine haben zu können, möchte seine Zukunft auch sichern, d.h. planen und ausleben können. Akzeptable Fiktionen, wie Gott, Demokratie, Freiheit, Nächstenliebe, Sicherheit sind Bestandteil einer Identitätskonstruktion, die dem bürgerlichen Subjekt reichhaltige Möglichkeiten für ein differenzielles, wenn auch nicht immer ein differenziertes, Verhältnis zu sich und anderen eröffnen.

Was sagt uns das? Es sagt uns, dass die Beziehung von Sprache und Grenzziehung älter ist und tiefer greift als jede intendierte Funktion, in der sich das menschliche Denken auszudrücken versucht. Jede Äußerung ist Ausdruck einer Spur, die ihrerseits eine Spur der Differenz ist. Damit ist gesagt: „Es gibt kein Signifikat, das dem Spiel aufeinander verweisender Signifikanten entkäme[...]“.²⁸

²⁷ Vgl. Urs Stäheli, „Die Performativität des Namens – Anmerkungen zur Semantik von Inklusion und Exklusion“. In: *Druzboslovne Razprave* 17, 2001, S. 51.

²⁸ Jacques Derrida, *Grammatologie*, S. 17.

Jede neue Spur verweist zunächst einmal erneut auf eine ihr eigene und ihr fremde, ihr innere und ihr äußere Differenz, d.h. jedes Signifikat verweist sowohl auf ein anderes Signifikat und auf einen ihr äußeren Signifikanten und umgekehrt. Auch dann, wenn ein Signifikat dem Zirkel der Differenz zu entkommen versucht, fällt es ihr letzten Endes anheim.²⁹ Denn ein Zeichen ist immer eine Stellvertretung.³⁰ Ein Zeichen, mit dem die Einheit einer Heterogenität dargestellt werden soll, scheitert also bereits durch das formale Wesen seiner Präsenz.³¹ Damit scheint die Semantik der Grenzziehung immer schon als differenzierende Implikation den Diskursen eingeschrieben zu sein. Als Schrift ist jede Spur eine Redefinition von Unmittelbarkeit oder bietet eine solche an. Als Supplement ist sie ein Rekurs auf die Regeln der Substitution der Dinge durch die Sprache.

Mit der Sprache versuchen wir das zu berühren, was uns unmittelbar berührt – doch diese Berührung, ist weder eine Anwesenheit noch eine die Abwesenheit zulässt. In diesem Dilemma zwischen Nähe und Distanz ist der Mensch zur Kompensation der Kontingenz, zum Ersatz sowie zur Kompensation von Schwächen gezwungen und das, was man die Vernunft zu nennen pflegt, befähigt ihn dazu. Der Sinn, in den das Supplement eingebunden ist, tritt hier mal „[...] als Addition, dort als Substitution, bald als Positivität und Äußerlichkeit des Übels, bald als nützliches Hilfsmittel [...]“³² in Erscheinung. Es ist eine Ökonomie des Umweges, man könnte auch sagen des Unbegrifflichen, die uns zugleich bloßstellt und beschützt“.³³ Wenn es also heißt: Die Sprache ist der Umweg, den wir gehen müssen, um zu sprechen,³⁴ so ist das nur ein Teil ihrer Wahrheit. Denn die Fiktion, als blinder Fleck unserer Möglichkeiten, macht dabei den Großteil des Weges aus. Wenn es die dem supplementären Charakter von Schrift eingeschriebenen blinden Flecke sind, die überhaupt erst die Beschreibungen eines gemeinsamen Raumes ermöglichen und begrenzen, so stellt sich die Frage, wie die Fülle einer Geschichte, die niemals zur Gegenwart gelangt, also eine stetige Abwesenheit, ein Ausgegrenztes, einen Unterschied oder überhaupt etwas zum Vorschein bringen kann.

Wir haben bereits darauf verwiesen, dass die Struktur der Sprache ihren Nutzern eine Orientierung ermöglicht, die eine bestimmte auf ihren Ursprung verweisende Bewegung und Richtung vorgibt. Als Bewegung einer Spur fügt sich das Supplementäre der Schrift der unmittelbaren Präsenz der Gedanken im Medium der Lautlichkeit hinzu. Damit wird es zur Spur einer Spur, zum Zeichen eines Zeichens. Als ein solches apriorisches *Surplus* bereichert der in der Schrift eingeschriebene intentionale Sinn die Fülle der gedanklichen Präsenz, die im gesprochenen Wort zum Ausdruck kommt. Als iterierbare Manifestation von Gedanken drückt sie die Abwesenheit einer Wertsetzung aus. Denn das Zeichen als Ge-

²⁹ Vgl. ebd.

³⁰ Vgl. ebd., S. 254.

³¹ Vgl. Jacques Derrida, *Grammatologie*, S. 35.

³² Ebd., S. 282.

³³ Ebd., S. 268.

³⁴ Vgl. Jacques Derrida, „Différance“, S. 41.

schriebenes ist das Substitut eines Substituts. Als Gesetz ist es der Verweis auf eine Macht, die in Kraft tritt, wenn man seinem Wortlaut nicht befolgt. Diese anwesende Abwesenheit, so die implizite Forderung, muss von jedem ernst genommen werden. Dabei muss der autorisierte Verfasser dieser performativen Gewalt den Wert derselben weder befürworten, noch muss er davon profitieren können. Ebenso wenig muss der Wert, der in Form einer gesetzlichen Forderung institutionalisiert und damit legitimiert ist, bekannt oder gekannt werden, um Geltung zu besitzen. Wer nicht weiß, dass er eine Grenze nur mit gültigen Reisedokumenten überqueren darf, bleibt nicht von der Anwendung der ihr immanenten Gewalt verschont. Jede schriftliche Wertsetzung ist in diesem Sinne also eine abwesende Gegenwart, ein festgeschriebener potentieller Akt.

Denken und Sprache verführen sich gegenseitig, Differenzen bereichern und legitimieren, beschneiden oder unterdrücken sich gegenseitig, in friedlicher, wohlwollender, kriegerischer oder konkurrierender Absicht. In welcher Absicht und Wirkung sich die Differenz entfalten wird, bestimmen die in der Sprache selbst eingeschriebenen Differenzmomente. Die Axiomatik der logozentrischen Sprache führt dies durch ihre hierarchisch-binäre Logik vor: gut-böse, recht-unrecht, männlich-weiblich, Subjekt-Objekt, wahr-falsch etc. Damit gleicht die ganze Welt einem Text und mit ihr wird auch das Text, was aus dem Text ausgeschlossen ist.

[S]obald es eine Spur gibt, eine differentielle Verweisung von einer Spur auf die andere, [gibt es einen Text]. Und diese Verweise bleiben nie stehen. Es gibt keine Grenzen der differentiellen Verweisung einer Spur auf die andere.³⁵

Dabei gilt es zu bedenken, dass jeder Text von jemandem verstanden wird. Jeder Text wird im Akt der Auslegung de- und rekontextualisiert. Was Derrida hier mit dem Begriff der Iterabilität der Zeichen meint, ist eben diese Form der Wiederholung, die eine Verschiebung des Sinns zwischen Gebrauch und Auslegung eines Textes bezeugt.³⁶

Nun bleibt die Frage zu klären, wie bewahrenswert ein von Grenzen geschützter Geltungsraum ist, wenn er keine neuen Werte zulässt? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir der Sprache noch eine weitere konstitutive Sinnebene hinzufügen. Die Sinnebene des Fremdartigen, der Impertinenz, die dem Interpreten als soziokulturelle Einheit, mehr abverlangt als das, was er von sich aus bezweifelt. Jeder Interpret ist ein umfassendes semantisches und hermeneutisches System, dessen kultureller und sozialer Hintergrund die Form der Inhalte seiner Aktivitäten und somit auch seiner Zweifel und Meinungen bedingt. Wann immer wir Zeichen bewusst oder unbewusst verwenden, tragen wir eine ganze Reihe von Intentionen, d.h. Prädikationen, Attribuierungen, Exklusionen, Inklusionen und Inferenzen mit nach außen, die wir nicht alle begreifen und so-

³⁵ Peter Engelmann, „Einleitung“. In: Ders. (Hg.), *Postmoderne und Dekonstruktion: Texte französischer Philosophen der Gegenwart*. Stuttgart 2004, S. 20f.

³⁶ S. 212

mit nicht alle im Griff haben. Paradigmatisch dafür ist die Metapher, welche die Eigenschaft hat, „ständig Fremdes aufzunehmen und in sich zu verwandeln.“³⁷

Metaphorologische Orientierung

Was der Mensch nicht versteht, bleibt für ihn entweder unsichtbar oder ist ihm suspekt. Wo die Grenzen seiner Sprache ihre Bedeutung verlieren, schafft er sich eine eigene Realität, eine mit besseren Metaphern. Und was ihn nicht interessiert, das bekommt eine negative, das Unerwünschte eine abwertende, Metaphorik. Was auf diese anschauliche Weise formiert, übertragen und herausgetragen wird, ist der „Untergrund von Antrieben“,³⁸ die in ihrer begrifflichen Ohnmacht eine Grenze einfordern.

Die Metapher ist nicht nur ein sprachliches Mittel, das sich eingrenzen, sondern auch eines mit dem sich aus- und eingrenzen lässt. Metaphorisieren kann man alles und mit der Metaphorisierung kann man eine Polysemie vergrößern oder verringern. Verringern kann man eine Polysemie indem man richtungsweisende Bilder produziert, die nur bestimmte Sicht- und Deutungsmöglichkeiten zulassen. Damit werden Deutungsweisen ausgeschlossen, die nicht erwünscht sind und solche stimuliert, die es sind. Doch wie jede eindimensionale Metaphorik ist auch die der Ausgrenzung nicht ohne Widerspruch. Eine kompromisslose also totale Exklusion würde voraussetzen, dass wir auch vieles von dem aus- und begrenzen, was wir bereits haben. Und was ist mit dem, was wir nicht oder noch nicht haben? Damit wird zunächst eines deutlich: So wie wir nicht beliebig zweifeln, deuten und teilhaben können, können wir auch nicht beliebig ein- oder ausgrenzen. Eine metasprachliche Sicht auf das funktionale Verhältnis von Begriffen und absoluten Metaphern, soll diesen Punkt veranschaulichen.

Der Einsatz von absoluten Metaphern wird von Hans Blumenberg „Modell in pragmatischer Funktion, an dem eine Regel der Reflexion gewonnen werden soll“ definiert.³⁹ Es handelt sich um „Übertragung[en] der Reflexion über einen Gegenstand der Anschauung auf einen ganz anderen Begriff, dem vielleicht nie eine Anschauung korrespondieren kann“.⁴⁰ Mit anderen Worten: Absolute Metaphern ermöglichen es dem Denken dort bildlich einzuspringen, wo ihm die gähnende Leerstelle des logischen Denkens, die Platzierung einer Begrifflichkeit versagt. Damit gewähren absolute und somit lebendige oder noch lebensfähige Metaphern dem Denken zumindest die Gunst der „Einstimmung bei [...] nicht erreichbarer Eindeutigkeit“.⁴¹ Solange die Lebensader einer Metapher noch pulsiert, ist eine Sichtweise in ihr eingefangen oder lässt sich eine Sichtweise mit ihr

³⁷ Hans Blumenberg, „Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit“. In: Ders., *Ästhetische und metaphorologische Schriften*. Frankfurt am Main 2001, S. 205.

³⁸ Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, S. 161.

³⁹ Ebd., S. 12.

⁴⁰ Ebd. Was Hans Blumenberg unter einer Metapher versteht, entspricht weitgehend dem Symbolbegriff Kants, allerdings „mit der Verschärfung in Richtung auf die absolute Metapher“ (Hans Blumenberg, *Theorie der Unbegrifflichkeit*. Frankfurt am Main 2007, S. 58).

⁴¹ Hans Blumenberg, „Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit“, S. 197.

Erzeugen, die etwas anschaulich macht. ‚Absolutheit‘ ist somit eine Form der Beständigkeit aber auch eine Form der Simulation von Rationalität.⁴² Die Beständigkeit ist nur möglich, weil solche Metaphern Reaktionen auf Fragen sind, die gerade keine konkreten Antworten erlauben und die Ungenauigkeit, auf die sie reagieren, zugleich ein Lebensgrundbedürfnis des Menschen sind.⁴³ Als solche ist die absolute Metapher ein lebensbewahrender Grenzwert.⁴⁴ Trotz ihres Mangels an logischer Evidenz erfüllen absolute Metaphern aufgrund ihrer katalysatorischen Funktion eine unverzichtbare Funktion für das Denken, insofern sich mit ihnen die Begriffswelt bereichern lässt, ohne dass der fundierende Bestand derselben umgewandelt oder aufgezehrt wird.⁴⁵

Nun gehen wir einen Schritt weiter, indem wir die Funktionen von Begriffen im Unterschied zu denen von absoluten Metaphern definieren. Wie Begriffe so sind auch Metaphern einem geschichtlichen Wandel unterworfen. Absolute Metaphern haben jedoch im Vergleich zu Begriffen „in einem radikaleren Sinn [Geschichte]“,⁴⁶ denn, so Blumenbergs Erklärung, „der historische Wandel einer Metapher bringt die Metakinetik geschichtlicher Sinnhorizonte und Sichtweisen selbst zum Vorschein, innerhalb deren Begriffe ihre [Legitimation und] Modifikation erfahren“.⁴⁷ Dass absolute Metaphern eine Geschichte haben, bedeutet dabei nicht nur, dass sie auf die eigentümlichen Bedingungen dessen, was ‚wir‘ als wahr gesetzt haben, zurückführen, sondern auch, dass sie die spezifischen Denk- und Sichtweisen einer Epoche archivieren und am Leitfaden metaphorischer Vorstellungen vollziehen und wandeln.⁴⁸

Der Begriff, so konstatiert Blumenberg, ist zwar ein „Produkt der Vernunft“, doch die Vernunft ist nicht zwangsläufig ein Produkt des Begriffes.⁴⁹ Denn die Ansprüche der Vernunft sind nicht immer auf den Begriff zu bringen, wodurch Vernunft und Begriff nicht gleichzusetzen sind. Der Begriff ist zwar kein Surrogat, aber er erfüllt auch nicht die Intention der Vernunft, sondern ist nur eine Richtungsnahme derselben. Als solcher vermag der Begriff nicht alles zu leisten, was die Vernunft verlangt.⁵⁰

Jede Vollendung des Begriffes würde jedoch die Erfüllung der Ansprüche der Vernunft behindern oder gar inhibieren. Die vollständige Deckung von Sprache und Denken würde den Handlungsoptionen eines auf Prävention eingestellten Wesens wie den Menschen, ihren notwendigen Spielraum entziehen.⁵¹ Das

⁴² Vgl. Blumenberg, *Theorie der Unbegrifflichkeit*, S. 93.

⁴³ Michael Moxter, „Ungenauigkeit und Variation Zum Status phänomenologischer Beschreibungen“. In: Josef Wetz/Hermann Timm (Hgg.), *Die Kunst des Überlebens*. Frankfurt am Main 1999, S. 191.

⁴⁴ Hans Blumenberg, „Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit“, S. 196.

⁴⁵ Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, S. 11.

⁴⁶ Ebd. S. 13.

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Ebd., S.18.

⁴⁹ Hans Blumenberg, *Theorie der Unbegrifflichkeit*, S. 9.

⁵⁰ Vgl. ebd., S. 11.

⁵¹ Vgl. ebd., S. 12.

„normative Prinzip der Ökonomie“⁵² betrifft auch und vor allem die Sprache. Die „Vollendung der Terminologie“ wäre der begriffliche „Endzustand einer philosophischen Sprache“ (ebd.). Die Erfüllung des Anspruches auf Klarheit und Deutlichkeit führt nicht zugleich zu einem idealen Telos der Zufriedenheit, denn so unwidersprechlich unsere Aussagen dadurch auch wären, so wären sie doch von allem Aussagbaren über die Welt zugleich das, was uns „am wenigsten interessiert“.⁵³

Das menschliche Bedürfnis und zugleich seine Angewiesenheit auf abkürzende oder ausschweifende Prozesse, kann der Begriff alleine nicht leisten. Weder genügen sie der reinen Rationalität (TU, 93), noch ist eine Rationalität denkbar ohne die Einkalkulation von Störungen, die als Hilfe qualifiziert werden (Ä, 194). Somit wird zum einen deutlich, dass der menschliche Wirklichkeitsbezug im Allgemeinen „indirekt, umständlich, verzögert, und selektiv“,⁵⁴ d.h. medial ist,⁵⁵ und zum anderen, dass der sprachlich aufgebaute Wirklichkeitsbezug im Besonderen, und somit auch die mit konventionellen Zeichen denotierten Dinge, in und mit einem System von Regeln verbunden sind, die ihren sinnhaften Gebrauch ermöglichen, indem sie ihn zugleich begrenzen. Sinnerwartungen sind zwar human, doch Enttäuschungen ebenfalls. Was dem Menschen auf der Oberfläche der logischen Orientierung versagt bleibt, sucht er an Orten, die er nicht kennt und die er vielleicht nie verstehen wird. Wie die Sprache setzt auch der Wirklichkeitsbezug des Menschen eine Wirklichkeit ohne Aktualität voraus, also eine „vérité à faire“.⁵⁶

Damit haben wir die funktionalen Aspekte der noch unbeantworteten Frage geklärt, wie etwas ohne abgeschlossenen und abschließbaren Sinn, Sinn stiftet. Um der Antwort auf die Frage nach der Ursache für die impliziten Inklusionen und Exklusionen von Unbegrifflichem Rechnung zu tragen, werden wir nun abschließend die hermeneutischen Methodik und den Aspekt der doppelten Referenz aus Paul Ricœurs *Die lebendige Metapher* mit in unsere Überlegungen einbeziehen.

Die doppelte Referenz

Sprache, so haben wir festgestellt, lässt immer auch Fragen offen und Spuren zurück. Jeder bedeutungsträchtige Bestandteil der Sprache und in der Sprache erfüllt eine semantische Funktion und erzeugt zugleich eine Spannung, die sich in einem bestimmten Sinne aus der hermeneutischen Verstrickung zwischen der

⁵² Hans Blumenberg, „Nachahmung der Natur“. In: Ders., *Wirklichkeiten in denen wir leben*. Stuttgart 2009, S. 88.

⁵³ Hans Blumenberg, „Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit“, S. 196.

⁵⁴ Hans Blumenberg, „Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik“. In: Ders. *Wirklichkeiten in denen wir leben*. Stuttgart 2009, S. 115.

⁵⁵ Hans Blumenberg spricht insgesamt von einem metaphorischen Wirklichkeitsbezug. Ich verwende die Begriffe „medial“ und „metaphorisch“ synonym, da beide Begriffe sich dazu eignen, um auf die Mittelbarkeit des Wirklichkeitsbezuges zu verweisen.

⁵⁶ Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, S. 25.

impliziten Semantik und der wörtlichen Bedeutung (Herbert Paul Grice), zwischen dem Gemeintem und dem Gesagtem (Wolfgang Iser), zwischen der subjektiven Intention und der objektiven Intention (Hans Georg Gadamer) herauslösen muss. Wir haben ebenfalls festgestellt, dass Bedeutung in einer hierarchischen, taxonomischen und synergetischen Korrelation und Interaktion entsteht, und zwar kontextunabhängig, zwischen den einzelnen Zeichen innerhalb eines Zeichensystems (Semantik), und kontextabhängig, d.h. unter Berücksichtigung der aktuellen konversationellen und propositionalen Rahmenbedingungen. Im Anschluss daran haben wir auf das hermeneutische Dilemma verwiesen, das sich aufgrund der in den Zeichen eingeschriebenen und sich fortschreibenden transzendentalen Signifikate und der damit einhergehenden Aussperrungen, Grenzen, Zwänge und Leerstellen, in Form von Nicht-Präsenzen und Zeichenbeziehungen, eröffnet. Doch wie wird diese semantisch ungreifbare, unbegriffliche oder ästhetische Referenzebene wirksam?

Wenn wir von Referenz sprechen, so meinen wir einerseits „die sprachliche Bezugnahme auf Personen, Gegenstände oder Sachverhalte“,⁵⁷ d.h. die zwischen sprachlichen und außersprachlichen und andererseits die Bezugnahme auf sprachliche und außersprachliche Entitäten. Als ein inner- und außersprachlicher Bezug zur Wirklichkeit hat das, was die Referenz erzeugt also eine bedeutende Wirklichkeitsrelevanz. Von einem sprachpragmatischen Standpunkt ausgehend, ist es Aufgabe des Textproduzenten (Sprecher, Autor) den Rezipienten (Leser, Hörer) zu verstehen zu geben, von welchem Gegenstand er spricht. Referenz realisiert sich demnach durch den Vollzug eines Sprechaktes unter bestimmten Bedingungen.

Gehen wir zunächst von einem Wort aus. Das Wort weist zwar, wie wir oben bereits angedeutet haben, eine isolierte Bedeutung auf, es besitzt jedoch keine „semantische Autonomie“,⁵⁸ da es sich, als Teil eines Satzes, „nur im Verhältnis zu einem wirklichen oder möglichen Satz definieren und verstehen“ lässt.⁵⁹ Mit anderen Worten: Jede Einheit hat erst dann Gültigkeit, wenn sie „in einer höherstufigen Einheit identifiziert werden kann: das Phonem im Wort, das Wort im Satz“.⁶⁰ Ausgehend von der Unterscheidung zwischen der semantischen Ebene, in der der Satz als erster Träger einer vollständigen Bedeutungseinheit zu verstehen ist, über die semiotische Ebene des Wortes im Sinne eines Minimalzeichens sowie einer hermeneutischen, die auf der Ebene des Textes zu verorten ist und deren Bedeutung sich unter Berücksichtigung der Gesamtstruktur des Werkes entfalten lässt, verweist Ricoeur damit auf die syntagmatischen Voraussetzungen für sinnstiftende Effekte, die eine Art des nicht nur eine fremde Form des Verstehens ermöglichen, sondern auch, über die Grenzen des mit der Vernunft Denkbaren hinaus, etwas Fremdes zur Erfahrung bringen können. Um die mehr oder weniger eindeutigen und gemäßigten Sinnbezirke der sprachlichen Sinnstiftung zu verlassen, bedarf es tropologischer Einflüsse.

⁵⁷ Jörg Meibauer, *Pragmatik*. Tübingen 2001, S. 12.

⁵⁸ Paul Ricoeur, *Die lebendige Metapher*, S. 77.

⁵⁹ Ebd., 154.

⁶⁰ Ebd., 120f.

Kombination, Selektion, An- und Ausgrenzung, Substitution und Ähnlichkeit von oder zwischen Zeichen. Die Unterscheidungsmerkmale ziehen sich von der Semiotik bis zur Semantik über Phoneme, Wörter, Sätze, Aussagen bis zum Text⁶¹ und auf der Ebene des Menschlichen und Zwischenmenschlichen über Individuen, Familien, Kommunen, Staaten bis hin zu Kulturen. Durch die Öffnung zum Imaginären hin, lässt sich, wie Ricœur in der fünften Studie seines Buches *Die lebendige Metapher* geltend macht, eine Sinndimension öffnen, mit der sich diejenige des Wörtlichen erschüttern oder aufsprengen lässt. Voraussetzung für eine sinn- und bedeutungstiftende Referenz sind die hermeneutischen Postulate, dass kein Diskurs ohne eine ihm vertraute und ihm fremde Geschichte, ohne eine Spur also ohne Voraussetzung gegeben ist. Semiotische Operationen bedürfen geradezu der Differenz, um sich vollziehen zu können. Diese Differenz ist jedoch mehr als eine berührungslose Unversöhnlichkeit, es ist die Differenz einer sich ebenso anschmiegenden, wie abstoßenden Nähe. Eine Differenz die sich weder aufheben, noch vollenden lässt.

Das was wir mit Blumenberg im Namen der Metapher als das Unbegriffliche gemeint haben, ist nun jenes Paradigma für die zweite, implizite Referenz, das es ‚zwischen den Zeilen‘ des expliziten Sinnes zu erkennen gilt. Aus philosophischer Sicht erweist sich die Metapher für Ricœur als ein Medium innerhalb des tropologischen Weltbezuges, mit dem sich an der semantischen Impertinenz neue Bedeutungen abgewinnen und an der Spitze der semantischen Innovation neue und realitätsrelevante Aspekte zutage fördern lassen.⁶² Für uns ist in diesem Zusammenhang interessant, wie dies mittels eines solchen Mediums möglich ist. Eine Antwort darauf bietet die Wirksamkeit der zweiten Referenz mit dem ein Netz von Prädikaten zu Hilfe genommen wird, die schon in eine in einem vertrauten Referenzbereich funktionieren.⁶³ Ricœur spricht dabei auch von einer poetischen Funktion, die eine ursprünglichere referenzielle Funktion freisetzt und die als „Referenz zweiter Stufe“⁶⁴ oder „verdoppelte Referenz“⁶⁵ eine zweistufige Referenz auf der Grundlage einer ‚gewöhnlichen‘ oder ‚ersten‘ Referenz bildet. Die Interpretation eines Zeichens setzt also voraus, dass ein Sinn bereits konstituiert ist, durch den auf etwas anderes verwiesen wird, das Ricœur eine intentionale Struktur zweiten Grades nennt.⁶⁶ Bei der metaphorischen Aussage wird dem Ausdrucksbestreben also „ein Netz von Prädikaten zu Hilfe [gestellt], die schon in einem vertrauten Referenzbereich funktionieren“.⁶⁷ Die doppelte Referenz bedeutet hier also nicht zugleich eine Verdoppelung (d. h. Abbildung) der Wirklichkeit, sondern eine Metaphorisierung, d. h. sinnhafte Bereicherung derselben, die zu einem neuen Verständnis der Wirklichkeit führen kann.

Mit der in lebenden, aber auch scheinenden, d.h. wirklichen oder potenziellen Metaphern bereitstehenden oder schlummernden Impertinenzen, lässt sich

⁶¹ Vgl. Paul Ricœur, *Die lebendige Metapher*, S. 171.

⁶² Ebd. S. 268.

⁶³ Ebd., S. 278.

⁶⁴ Ebd., S. 288.

⁶⁵ Ebd., 220.

⁶⁶ Vgl. Paul Ricœur, *Die Interpretation*. Frankfurt am Main 1969, S. 24.

⁶⁷ Ricœur, *Die lebendige Metapher*, S. 278.

nicht nur eine dekonstruktive Kontextualisierung sondern auch eine De- und Rekontextualisierung herstellen, die nicht nur die Metapher selbst heuristisch wiederzubeleben, sondern auch den drohenden oder erfolgten Stillstand eines ganzen Diskurses wieder in Gang zu bringen vermag. Zugleich kann die metasprachliche Generierung einer semantischen Impertinenz, aufgrund der ungewöhnlichen Anwendung der Prädikate, dem begrifflichen Denken neue semantische Relevanzen (Pertinenz) entlocken.⁶⁸ Das bedeutet, dass die kreative Sinnwirkung einer Metapher erst durch eine Herauslösung aus dem konventionellen, gewöhnlichen Kontext als kalkulierte eingeführte, prädikative Impertinenz zur Geltung kommt, die den Leser oder Hörer dazu auffordert, die fehlende semantische Identität, d.h. die Pertinenz, wiederherzustellen. Was Ricœur demzufolge unter einer semantischen Innovation versteht, ist also keine Kollision des Sinnes, sondern eine aus der Interpretation hervorgehende neue Pertinenz, die eine Antwort auf die semantische Herausforderung der prädikativen Impertinenz darstellt.⁶⁹

Damit die Existenzberechtigung von Fragen, die sich zwar einer theoretischen Erklärung entziehen, aber zugleich unverzichtbar sind, bewahrt bleibt, bedarf es einer Loslösung aus den starren Verankerungen einer expliziten Semantik. Denn solange uns das Unbegriffliche wie Gott, Tod, Gut, Böse, Demokratie, Gerechtigkeit etc. existenziell trifft und betrifft, solange werden wir der Supplemente, der Entschädigungen, der Kompensationen bedürfen, deren tropologische Revitalisierung das Denken am Leben hält. Sobald wir uns auf den sinnstiftenden Wert Polysemie einlassen oder einzulassen verstehen, werden wir erkennen, dass die Tropen mehr bestimmen als nur die sprachlichen Grenzen einer Kultur. Die doppelte Referenz ist immer auch die, einer doppelten kulturellen und sozialen Konvention. Damit wird deutlich, dass sich die Metaphorik nicht unterlaufen lässt, weder innerhalb, noch außerhalb der Sprache. Zugleich wird damit deutlich, dass es keine Metaphorik ohne Intersubjektivität gibt und keine Intersubjektivität ohne Metaphorik. Die lebensrettenden Übertragungen bringen zusammen, was nur aus der verkürzten Sicht eines in Gewohnheiten und Bestimmtheiten eingeschlossenen Urteilsvermögens eingeschränkt oder ausgegrenzt wird. Erst die Verkoppelung des ‚Gleichartigen‘ mit dem Heterogenen lässt uns begreifen, wieviel Wert die grenzübergreifenden Dialektiken haben, die unsere Sinnprovinzen bereichern. Im Bereich des Unbegrifflichen, wo die Theorie versagen muss, müssen wir auf die Eindeutigkeit der Bestimmtheit verzichten und der Polysemie Raum lassen. Nur durch den Verzicht auf Gewissheit, also die Reduktion unserer Ansprüche und Normen,⁷⁰ kann man dem Unbekannten Sinn entlocken und über die Erfahrung hinausgehendes mittelbar erfahrbar werden lassen.

⁶⁸ Vgl. Ursula I. Meyer, *Paul Ricœur. Die Grundzüge seiner Philosophie*. Aachen 1991, S. 170.

⁶⁹ Vgl. Paul Ricœur, *Die lebendige Metapher*, S. 182.

⁷⁰ Vgl. Hans Blumenberg, „Im Fliegenglas“. In: Ders. *Ästhetische und metaphorologische Schriften*. Frankfurt am Main 2001, S. 247.

Zusammenfassung

Wir haben gesehen, dass das System der Zeichen durch Differenzen, also „[...] durch das Netz von Oppositionen, [konstituiert wird], die sie voneinander unterscheiden und aufeinander beziehen“.⁷¹ Die Entwicklung des relationalen Netzes von in Zeichen eingeschriebenen, kommunikativen also bedeutungstragenden Elementen, verläuft von der Verknüpfung einzelner Buchstaben oder Laute zu Wörtern, über die von Wörtern zu Sätzen, von Sätzen zu Absätzen von diesen wiederum zu ganzen Texten, etc. Doch die Bedeutungen in der Sprache bestehen niemals an sich. Die semiotisch-semantische Ebene der Kommunikation ist immer schon in eine Vielzahl von anthropologisch sinntragenden Voraussetzungen und Kontexten eingegliedert, die nicht alle begrifflicher Natur sind. Die sprachliche Sinnstiftung erfolgt stets in einem funktionalen Geflecht von Sinn- und Bedeutungsebenen, die dem menschlichen Denken, Sprechen und Handeln einerseits zugrunde liegen und andererseits von den semantischen Implikationen, Inklusionen und Exklusionen des Denkens und Handels beeinflusst werden. Diese in der Sprache selbst eingeschriebene Differenz ist jedoch nicht nur für die Architektur der logischen Signifikationen und Implikationen leitend, sie bestimmt auch die Selektions- und Interpretationsmöglichkeiten von und in sprachlichen Prozessen. Dies erfolgt einerseits in Abhängigkeit zu der syntagmatischen Hierarchie der von Menschen verwendeten Zeichen und andererseits durch Sinnstiftende Co-Effekte (Semantik, Pragmatik, historische, biographische, soziale und kulturelle Präsuppositionen), die nicht zuletzt auch die Grenzen unserer sprachlichen Denkprozesse überschatten.

Wenn der Sinn eines Textes also etwas ist, das es mittels der Interpretation gleich einem Schatz zu heben gilt,⁷² dann ist das Verstehen weder ein bloßes sprachliches Reproduzieren von Bedeutungen, noch das Ergebnis der strikten Befolgung eines starren Systems von Regeln. Textueller Sinn ist etwas, das permanent weitergeschrieben wird und nicht abschließend eingeschrieben ist. Analogisch bedeutet das: Der Flüchtling von heute ist der Migrant von morgen und der Einheimische von übermorgen. Die Spuren der als eigen begriffenen und zum Selbst gezählten Identität verschwimmen oder verwandeln sich, wenn man lange genug auf den Spuren zwischen Fremdheit und Vertrautheit, Vergangenheit und Gegenwart, Wahrheit und Lüge, Gut und Böse wandelt. Über die Grenzen eines regelgeleiteten Kalküles hinaus ist das menschliche Leben mit zahllosen Entitäten verknüpft, für die es zwar Namen, aber keine abschließende Erklärung gibt. Diese von den lexikalischen und somit auch semantisch erschlossenen Sinnprovinzen unberührten Bereiche, sind im Sinne Ludwig Wittgensteins ein Außerhalb der Grenzen der Sprache, ohne das wir kein Ausgangsmaterial für das Vertraute besitzen würden. Der Interpretationsspielraum steht also nicht nur in *einem* soziokulturellen, sondern auch über die Grenzen dessen hinaus, was wir unmittelbar erfahren können oder wollen, in einem multikulturellen Sinn- und Erkenntniszu-

⁷¹ Vgl. Jacques Derrida, „Différance“, S. 36.

⁷² Vgl. Henry James, *The Figure in the Carpet*. Leon Edel edition, Philadelphia/New York 1964, S. 285.

sammenhang. Das Potential des Denkens, der Sprache und der Erfahrung lässt sich also mittels logischer und grammatikalischer Relationen und Zuordnungen nicht ausschöpfen oder erschöpfen. Und auch wenn „die Vernunft Objektivität fordert“⁷³, so ist das, was den Menschen eigentlich interessiert nicht das, was er haben kann, bereits hat oder bereits weiß, es sind vielmehr jene die Neugier erweckenden oder bewahrenden Werte, die sich hinter Grenzen befinden und sei es nur als hypothetische Ökonomie, die eine Teilhabe an bereichernden Sinngebilden verspricht. Denn der Mensch ist schlecht darin, die Unbestimmtheiten stehen zu lassen, wenn diese einmal zur Gewissheit geworden sind.

Viele unserer Gewissheiten haben wir nur, weil wir unsere Zweifel und mit ihnen einige unserer menschlichen Fähigkeiten begrenzen. Doch selbst Zweifeln können wir nicht nach Belieben. Einige Grenzen tun uns gut, andere tun Gutes, ob nun zu Recht oder zu Unrecht. Die Sprache der Mehrheit ist eine, die von vielen verstanden wird, aber deswegen muss sie nicht eine sein, die viel Verstand besitzt. Denn Sprache ist etwas, das eine Vielzahl von Grenzen setzt und das zugleich von zahlreichen Grenzen begrenzt wird. Wo, wen und was die jeweilige Grenze auszugrenzen hat, das ist grundsätzlich veränderlich, zumindest so veränderlich wie die ökonomische Virilität des fremden Kapitals oder des Kapitals in der Fremde.

Zwar ist es nicht die Menge der Zeichen, die darüber entscheidet, ob eine Aussage Richtigkeit besitzt, doch jede Demokratie, die ihrem Namen gerecht werden will, hat nur die Möglichkeit, die schlimmste Gewalt durch ihre eigene in Grenzen zu halten. Doch Demokratien sind wie Wolken, die gehen mit dem stärksten Wind und der Stärkste besitzt zwar immer das Recht, aber damit ist nicht garantiert, dass er welches hat. Nicht alles, was in der Gewalt der Zeichen steht, ist ein Zeichen der und für Gewalt. Das alles betrifft uns zutiefst persönlich in Gestalt einer Vernunft, die unsere Privatsphäre schützt, indem sie eine objektive Ebene der Zustimmung zwischen heterogenen Zeichen schafft, eine Ebene, die mehr ist als die Summe ihrer Einzelteile, eine, durch die das Ich sein heuristisches Potential entfalten kann: Gemeint ist das sinn- und strukturgebende Interaktionspotential eines sozial, kulturell, geschichtlich und menschlich vorkontextualisierten und sich stets neu dekontextualisierenden und rekontextualisierenden *Wir*.

⁷³ Bertrand Russell, „Die geistigen Väter des Faschismus“. In: Ders., *Philosophische und politische Aufsätze*. Stuttgart 1988, S. 121. Mit Hans Blumenberg gesprochen, muss die theoretische Neugier letztlich immer die Eindeutigkeit der Bestimmtheit ihrer Gegenstände einfordern (Vgl. Hans Blumenberg, „Die essentielle Vieldeutigkeit des ästhetischen Gegenstandes“. In: Ders. *Ästhetische und metaphorologische Schriften*. Frankfurt am Main 2001, S. 119).

Literaturverzeichnis

- Angehrn, Emil. „Dekonstruktion und Hermeneutik“. In: Andrea Kern/Christoph Menke (Hgg.). *Philosophie der Dekonstruktion*. Frankfurt am Main 2002.
- Aristoteles. *Metaphysik*. Hamburg 2005.
- Anttila, Raimo/Embleton, Sheila. „The Iconic Index. From Sound Change to Rhyming Slang“. In: *Diachronica* 6:2. Amsterdam 1989, 155-180.
- Beneviste, Emile. „La Forme et le Sens dans le langage“. In: *Le Langue. Actes du XIII congrès des sociétés de philosophie de langue Française*. Neuchâtel 1967, 27-40.
- Blumenberg, Hans. *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. Frankfurt am Main 1998.
- Blumenberg, Hans. „Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit“. In: Ders. *Ästhetische und metaphorologische Schriften*. Frankfurt am Main 2001, 193-209.
- Blumenberg, Hans. „Im Fliegenglas“. In: Ders. *Ästhetische und metaphorologische Schriften*. Frankfurt am Main 2001, 210-249.
- Blumenberg, Hans: „Nachahmung der Natur“. In: Ders. *Wirklichkeiten in denen wir leben*. Stuttgart 2009, 55-103.
- Blumenberg, Hans, „Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik“. In: Ders. *Wirklichkeiten in denen wir leben*. Stuttgart 2009, 104-136.
- Jacques Derrida, *Die Stimme und das Phänomen. Einführung in das Problem des Zeichens in der Phänomenologie Edmund Husserls*. Frankfurt am Main 2003.
- Derrida, Jacques. „Différance“. In: Ders. Engelmann, Peter (Hg.). *Randgänge der Philosophie*. Wien 1988, 29-52.
- Derrida, Jacques: *Grammatologie*. Frankfurt am Main 1974.
- Eco, Umberto. *Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte*. Frankfurt am Main 1977.
- Engelmann, Peter. „Einleitung“. In: Ders. (Hg.). *Postmoderne und Dekonstruktion: Texte französischer Philosophen der Gegenwart*. Stuttgart 2004, 5-32.
- Iser, Wolfgang: *Der Akt des Lesens*. Paderborn 1984.
- James, Henry. *The Figure in the Carpet*. Philadelphia/New York 1964.
- Keller, Rudi. *Zeichentheorie*. Tübingen/Basel 1995.
- Meyer, Ursula I. *Paul Ricœur. Die Grundzüge seiner Philosophie*. Aachen 1991.
- Meibauer, Jörg. *Pragmatik*. Tübingen 2001.
- Moxter, Michael. „Ungenauigkeit und Variation. Zum Status phänomenologischer Beschreibungen“. In: Josef Wetz/Hermann Timm (Hgg.). *Die Kunst des Überlebens – Nachdenken über Hans Blumenberg*. Frankfurt am Main 1999, 184-206.
- Platon: *Phaidros*. Stuttgart 2008.
- Ricœur, Paul. *Die Interpretation*. Frankfurt am Main 1969.
- Ricœur, Paul. *Die lebendige Metapher*. München 2004.
- Russel, Bettrand. „Die geistigen Väter des Faschismus“. In: Ders. *Philosophische und politische Aufsätze*. Stuttgart 1988, 114-135.
- Saussure, Ferdinand de. *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin 1976.

Stäheli, Urs. „Die Performativität des Namens – Anmerkungen zur Semantik von Inklusion und Inklusion“. In: *Družboslovne Razprave*, 17. Jg., Nr. 37-38, 2001, 49-58. (<http://druzboslovne-razprave.org/clanek/pdf/2001/37-38/3/>; Abruf 04.04.2017).